

# Was ist eine christliche Gemeinde?

Theologische Grundstrukturen

Von Karl Lehmann

## I

1. *Der neue Sprachgebrauch.* – Wir wissen kaum mehr, wie fremd uns vor wenigen Jahren noch der Begriff »Gemeinde« auf katholischer Seite war. Keines der großen theologischen Standardlexika der Gegenwart<sup>1</sup> benutzt das Wort zur Beschreibung des theologischen Verständnisses der kirchlichen Gemeinschaftsstruktur. Man muß das Gesuchte unter »Kirche« und vor allem unter dem Stichwort »Pfarrei« suchen. Zu tief steckte wohl Luthers Abneigung gegenüber dem Wort »Kirche« und seine Vorliebe für »Gemeinde« immer noch im historisch belasteten Bewußtsein der getrennten Christen. Nun scheint die heimliche konfessionelle Sprachregelung in wenigen Jahren aufgehoben worden zu sein. Könnte man im Pathos der frühen zwanziger Jahre reden, so müßte man R. Guardinis bekanntes Wort dahingehend abwandeln, daß man heute vom »Erwachen der ›Gemeinde‹ (statt: der Kirche) in den Seelen« spricht.

2. *Theologisch-praktische Impulse.* – Der Vorzug und die Stoßrichtung der neu gewählten Sprache sind ebenso deutlich wie ihre Grenzen und Gefährdungen: a) Gegenüber einem einseitig rechtlich-institutionell interpretierten Pfarrei-Begriff wird weniger das Moment einer territorial umschriebenen kirchlichen Verwaltungseinheit bzw. eines Seelsorgsbezirks, sondern der im Glauben erfolgende, freie Zusammenschluß von Personen hervorgehoben, die sich zum Evangelium Jesu Christi bekennen. b) In Abhebung von einem abstrakten Begriff von »Kirche«, der zu sehr *über* der konkreten Wirklichkeit des Alltags schwebt und als hypostasiertes Großsubjekt verächtigt wird, liegt der Akzent auf dem theologischen und praktischen Stellenwert der Einzelgemeinde mit ihren Strukturen und Bedingungen; gegenüber einem primär lokal rechtlich ausgelegten Verständnis von Pfarrei wird der dynamische Ereignis-Charakter von Gemeinde als der stets sich neu vollziehenden und missionarisch-offenen Gemeinschaft der Gläubigen kritisch

---

<sup>1</sup> »Sacramentum mundi«, Freiburg 1967 ff., und das »Handbuch theologischer Grundbegriffe«, München 1962 f., verzeichnen das Stichwort »Gemeinde« überhaupt nicht; das »Lexikon für Theologie und Kirche«, Bd. IV, Freiburg <sup>2</sup>1960, Sp. 643–645, bringt unter »Gemeinde« nur Verweise auf »Kirche« und »Pfarrei« und neben einem rechtsgeschichtlichen Abschnitt eine ausführliche Darstellung der Gemeinde »im protestantischen Glaubensverständnis« (O. Karrer). Vgl. dagegen RGG II, Tübingen <sup>3</sup>1958, Sp. 1325–1344.

sichtbar gemacht. c) Im Pfarrei-Begriff sieht man eine bestimmte Auffassung von »Seelsorge« konzentriert und fixiert, welche die Gläubigen weitgehend nur als »Untergebene«, »Objekte« und passive Empfänger der von der Hierarchie verwalteten Gnadengüter in den Blick nimmt. »Gemeinde« unterstreicht zuerst die aus Glaube und Taufe resultierende Würde und Gleichheit aller in Jesus Christus als Fundament des Gemeindelebens, ohne damit die Notwendigkeit des kirchlichen Amtes und besonderer Dienste zu leugnen. d) Unüberhörbar schwingt im Gemeindebegriff auch die latente Kritik an einer zu selbstverständlichen Deckungsgleichheit von territorial umschriebener Pfarrei und bürgerlicher Gemeinde mit, wobei ergänzend vor allem personale und funktionale Prinzipien der Gemeindebildung als Alternativen erscheinen<sup>2</sup>.

3. *Geweckte Erwartungen und ihre Grenzen.* – Das in den letzten Jahren stürmisch aufgebrochene Pathos und die Inflation des Wortes »Gemeinde« auf dem literarischen Markt darf zunächst nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir noch in den kümmerlichen und oft auch zweifelhaften Anfängen einer Theologie der Gemeinde stecken. Man sieht leicht, wie sich in den eben skizzierten Forderungen unbestreitbar Richtiges und wohl auch Unbedachtes fast unentwirrbar vermischen. Das Prinzip »Gemeinde« wurde oft mit solchen Erwartungen aufgeladen, daß diese sich schon zu utopischen Grenzwerten entwickelten: eine Gemeinde von höchster Einmütigkeit und radikaler Gesinnungsgleichheit, Abbau aller Unterschiede, Verzicht auf jede Vorrangstellung, »herrschaftsfreie Gemeinde« als neues Modell für die Gesamtgesellschaft, zugleich kleine Herde und universal offene Gemeinde . . . Man kann solche Utopien entwerfen, um in schöpferischer Phantasie die bisher vielleicht ungeahnten Möglichkeiten auszudenken, die in Jesu Christi Ruf und Botschaft immer noch verborgen sind. Die Bildung strengerer Gemeinschaften von Christen zeigen von den ersten Ordensgründungen bis zu heutigen Versuchen (»integrierte Gemeinde«), daß man sich nicht mit den bestehenden Gemeinschaftsformen abzufinden braucht. Deren ungeschminkte Erfahrungen sind unbedingt in eine künftige Theologie der Gemeinde einzubringen<sup>3</sup>. Aber die Wirkung der antizipierenden Utopie besteht nicht nur in radikalem Einsatz für das, was möglich sein könnte, sondern oft auch in Defätismus und Zweifel, ob es jemals so sein kann und wird. Dies gilt besonders im Blick auf die oft enge Alltagswirklichkeit unserer Gemeinden, von denen wir uns vielleicht im Überschwang solcher Erwartungen nur noch

<sup>2</sup> Vgl. dazu Handbuch der Pastoraltheologie III Freiburg 1968, S. 56 ff. (F. Klostermann), S. 263 ff. (N. Greinacher), ebd. Kap. 4. Zur Sache vgl. auch H. Fischer/N. Greinacher/F. Klostermann, Die Gemeinde = Pastorale. Handreichung für den pastoralen Dienst. Mainz<sup>2</sup> 1970.

<sup>3</sup> Dazu N. Hepp (Hrsg.), Neue Gemeindemodelle. Wien 1971; O. Betz (Hrsg.), Gemeinde von morgen. München 1969; vgl. auch die Zeitschrift »Die integrierte Gemeinde. Blätter zur Unterscheidung des Christlichen« (8 München 2, Herzog-Heinrich-Str. 18).

mehr entfernen. In Konsequenz solcher Erfahrungen formulierte H. R. Schlette jüngst in »Thesen zum christlichen Gemeindeverständnis«<sup>4</sup> als ersten Leitsatz: »Es gibt keine christliche Gemeinde.« Schlette meint, von der christlichen Gemeinde könne man nur im Optativ oder Konjunktiv sprechen, also zum Beispiel: »Die christliche Gemeinde, *gäbe es sie, wäre* eine Zone der Menschlichkeit.« Mancher wird sich über diese Thesen und mehr noch über ihre Form ärgern. Aber sie spiegeln immer noch etwas von dem hohen Maß, unter das sich die christliche Gemeinde selber stellt und an dem sie sich im Geist der Umkehr und der Erneuerung auch stets wieder aufrichten muß.

Auf diesem Hintergrund sollen einige Strukturen der christlichen Gemeinde entfaltet werden:

Einmal, der theologische Ansatz und die Grundmomente, zum zweiten, die fundamentalen Funktionen.

## II

1. »Kirchel/Gemeinde« im Neuen Testament. – Es ist theologisch bedeutsam, daß das Neue Testament zur Beschreibung einer christlichen Gemeinde sich nicht die naheliegenden religiösen oder politischen Begriffe seiner Umwelt zunutze macht, sondern eine Vielzahl von Kategorien verwendet: die Heiligen, die Auserwählten, die Berufenen, die zwölf Stämme der Zerstreuung, das auserwählte Geschlecht, die königliche Priesterschaft, das heilige Volk, das Volk des Eigentums (Gottes). Die christliche Gemeinde bezieht diese zum Teil alttestamentlichen Namen auf sich, weil sie glaubend erfahren hat, daß in ihr Gott sein Wort wahrgemacht und seine Verheißungen eingelöst hat.

Unter diesen Bezeichnungen hat das Wort »Ekklesia«<sup>5</sup>, ursprünglich die Gesamtgemeinde Israels und seine Versammlung bezeichnend (*qahal*), besondere Bedeutung erlangt: Die »Kirche Jesu Christi«, wie sie nun zum Bei-

<sup>4</sup> In: M. Seckler/O. H. Pesch/J. Brosseder/W. Pannenberg (Hrsg.), *Begegnung. Beiträge zu einer Hermeneutik des ökumenischen Gesprächs. Festschrift für Heinrich Fries*. Graz 1972, S. 361–368, hier S. 363.

<sup>5</sup> Zur Sache vgl. K. L. Schmidt. In: *ThWNT III*. Stuttgart 1938, Sp. 502–539; N. A. Dahl, *Das Volk Gottes*. Oslo 1941, S. 181 f.; R. Bultmann, *Theologie des Neuen Testaments*. Tübingen 1965, S. 40., S. 182 f.; W. Schrage, »Ekklesia« und »Synagoge«. In: *ZThK* 60 (1963), S. 178–202; H. Conzelmann, *Grundriß der Theologie des Neuen Testaments*. München 1967, S. 51 ff.; H. Schlier. In: *Mysterium salutis IV/1*. Einsiedeln 1972, S. 101 bis 221, vgl. ebd. N. Füglistner, S. 38 ff. (AT). – Zur Geschichte des Gemeindebegriffs auf katholischer Seite vgl. J. Homeyer, *Die Erneuerung des Pfarrgedankens*. In: H. Rahner (Hrsg.), *Die Pfarrei. Von der Theologie zur Praxis*. Freiburg 1956, S. 125–158; A. Blöchliger, *Die heutige Pfarrei als Gemeinschaft*. Einsiedeln 1962; Th. Maas-Ewerd, *Liturgie und Pfarrei. Einfluß der liturgischen Erneuerung auf Leben und Verständnis der Pfarrei im deutschen Sprachgebiet*. Paderborn 1969. Es ist schade, daß vor allem das zuletzt genannte, sehr materialreiche Werk in der heutigen Diskussion um eine Theologie der Gemeinde so wenig fruchtbar gemacht wird.

spiel von Paulus in deutlicher Abhebung genannt wird, ist das eschatologische Aufgebot Gottes, das er sich erwählt und berufen hat und das er auch sendet. Aus dem Wechsel von singularem und pluralem Gebrauch des Wortes »Ekklesia(i)« im Neuen Testament geht hervor, daß keine begrifflich klare Unterscheidung zwischen der Einzelgemeinde und der Gesamtkirche gemacht wird. Die jeweils am Ort versammelte Gemeinde wird »Ekklesia« genannt, weil in ihr das heilige Volk Gottes zusammenkommt. Die Bedeutungsebenen schwingen ineinander: Die Kirche ist für das Neue Testament keine ideale Größe, sondern die Gesamtkirche kommt in der Einzelgemeinde zur Erscheinung; selbst die konkrete Gemeindeversammlung wird »Ekklesia« genannt<sup>6</sup>. Aber das unmittelbare empirische Gebilde der irdischen Kirche in ihrer Vielfalt erschöpft nicht das ganze Phänomen, da gleichzeitig zum Beispiel von ihrer Zukunft, ihrer makellosen Reinheit, ihrer verborgenen Fülle usw. die Rede ist. Jede Einzelgemeinde ist mit ihren sichtbaren und unsichtbaren Verflechtungen auf dieses Geheimnis der »Kirche« hin entworfen und lebt insgeheim von ihm.

2. *Der theologische Ansatz.* – Es gibt wohl einen *Grundzug* in diesem Kirchenverständnis, der auch heute noch und vielleicht sogar in besonderer Weise maßgebend wirken kann: Die Form der Einheit dieser Gemeinschaft bestimmt sich von ihrer Eigenart als *Versammlung* derer, die sich zu Jesus Christus bekennen. Diese Einheit ist nicht mehr in einer volklichen Zusammengehörigkeit begründet oder radikal von bestimmten ethischen oder sozio-kulturellen Vorgegebenheiten abhängig. Das Wunder dieser Sammlung von Menschen besteht darin, daß es quer zu allen Rassen, Bildungsschichten, sprachlichen Differenzen, sozialen Schichten und inmitten »natürlicher« Abgrenzungen, »politischer« Auseinandersetzungen und Interessensphären diese andersartige und neue Einheit gibt: eine Art Antizipation der eschatologischen Sammlung aller Völker und der Einheit der endgültigen Heilsgemeinde (vgl. Mt 13, 50; 25, 32). Das oft desinteressierte gesellschaftliche Nebeneinander wird überwunden zugunsten einer im Geist Gottes geschenkten Einheit in der Vielheit verschiedener Begabungen, Sprachen und Nationen.

3. *Einzelne Grundelemente.* – Dieser Ansatz, daß in der Gemeinde Jesu Christi durch die Sammlung der verschiedenartigen Menschen das *eine* Volk Gottes Wirklichkeit wird, soll nun in einzelnen Schritten thesenhaft entfaltet werden:

a) Jesus Christus als Einheitsgrund und Herr der Gemeinde. Solche Sammlung der Menschen ist nur möglich, weil die Menschheit in Jesus Christus die einende Versöhnung mit Gott und untereinander erfahren hat und darum aller Unfriede, Haß und die Mauern im zwischenmenschlichen Leben über-

<sup>6</sup> Darauf hat H. Schürmann immer wieder hingewiesen, z. B. Ursprung und Gestalt. Erörterungen und Besinnungen zum Neuen Testament. Düsseldorf 1970, S. 62 ff. (Lit.).

wunden werden können. Die stets neu wieder notwendige Sammlung des Gottesvolkes braucht bei aller Wahrung aktual-dynamischer Momente nicht die Heilsinitiative Gottes zu übergehen und so als Zusammenschluß nur »von unten« mißverstanden zu werden. Die Sammlung der Gemeinde ist in dieser Form einer neuen Einheit nur möglich, wenn Jesus Christus ihr Herr ist und bleibt. Ohne diesen konstitutiven Zusammenhang mit der Person und dem Werk Jesu Christi wird die Rede von einer christlichen Gemeinde sinnlos. Paulus steigert diese Zusammengehörigkeit in letzter Kühnheit zu der Formulierung: »Ihr aber seid der Leib Christi und, einzeln genommen, Glieder« (1 Kor 12, 27). Die Gemeinde ist dies freilich nicht kraft irgendeiner naturgewachsenen, historisch gewordenen oder geheimen mystischen Identität, sondern nur indem und soweit sie durch Glaube, Hoffnung und Liebe ihrem Herrn gehorsam bleibt und ihm dient.

b) Missionarische Gemeinde – Indem die Gemeinde Jesu Christi eine Stätte der Bewährung von Glaube, Hoffnung und Liebe ist, schließt sie sich nicht selbstgenügsam nach innen ab. Die Gemeinde weiß, daß sie selbst nur die gottgewollte Sammlung des neuen Volkes bleibt, wenn sie sich intensiver der noch unerlösten Welt zuwendet. Die christliche Gemeinde kann nur dann ein sichtbares und überzeugendes Zeichen von Gottes Friedenswillen in der Welt sein, wenn sie sich in die ständige Sendung zu allen Menschen gestellt weiß. Die Konstituierung der christlichen Gemeinde zielt nicht auf die Sammlung von Anhängern, sondern dahin, daß Gottes Botschaft von Frieden und Freiheit allen Menschen verkündet und zuteil wird. Mit anderen Worten: Die christliche Gemeinde ist von Grund auf missionarisch oder sie ist keine Gemeinde des Herrn. Sie verteidigt darum auch nicht die Privilegien einer ausgewählten Gruppe, sondern weiß sich in ihrem gesamten Sein und Tun zum Einsatz für Gottes universale Verheißung bestimmt. So wie die Kirche als ganze für das Gesamt der Menschheit »Licht der Völker« und »Stadt auf dem Berge« sein soll, richtet die konkrete Ortsgemeinde in ihrem Umkreis reale Zeichen der Hoffnung für alle Menschen auf<sup>7</sup>.

c) Dialektik von Sammlung und Sendung. – Dieser missionarische Grundauftrag kann nur erfüllt werden, wenn der Dienst Jesu Christi von der Gemeinde entschieden und radikal übernommen und weitergeführt wird. Die Gemeinde kann nur in dieser Offenheit für die anderen dasein, soweit sie selber – mindestens in ihrem Kern – intensiv aus der Kraft der Lebenshingabe ihres Herrn lebt. Ausdruck dieser Schicksalsgemeinschaft mit Jesus Christus und den Brüdern im Glauben ist die Taufe und die religiöse Praxis. Wenn man den inneren Zusammenhang von Christwerden, Taufe und Glaubensbe-

<sup>7</sup> Zu diesem Aspekt vgl. H.-W. Gensichen, Glaube für die Welt. Theologische Aspekte der Mission. Gütersloh 1971, S. 168 ff., S. 208 ff.; H. T. Neve/W. Krusche (Hrsg.), Quellen der Erneuerung. Genf 1968; W. Krusche, Schritte und Markierungen. Göttingen 1971, S. 109 ff., S. 125 ff., S. 133 ff.

kenntnis ernstnimmt, dann sind die genannten Vorbedingungen für einen ernsthaften Eintritt in die Gemeinde unumgänglich. Es gibt heute Bestrebungen, im Interesse einer möglichst intensiven Offenheit der Gemeinde Taufe, religiöses Leben und Eucharistie zwar als »selbstverständliche« Voraussetzungen gelten zu lassen – deswegen meint man, bräuchten sie nicht einmal genannt zu werden –, faktisch werden sie aber doch unterbewertet<sup>8</sup>. Aber man darf nicht die Anforderungen an das aktive Christsein verschweigen, um sich offene Gemeindegrenzen zu bewahren. Sammlung und Sendung der Gemeinde sind nämlich nicht Gegensätze, sondern bedingen sich gegenseitig in ihren Wirkmöglichkeiten.

d) Einheit der Sendung in der Vielfalt der Ämter und Dienste. – Es liegt in der Natur eines solchen Gemeindeverständnisses, daß alle ihre Mitglieder in verschiedener Weise etwas zum Aufbau der Gemeinde und zum Kommen des Reiches Gottes beizutragen haben. Es ist wichtig, daß die Gemeinde selbst – nicht unmittelbar das Amt allein<sup>9</sup> – das Subjekt des kirchlichen Handelns in Verkündigung, Gottesdienst und Diakonie ist. Der Dienstauftrag der Gemeinde ist nicht an eine Monopolstellung des Pfarrers gebunden, sondern muß bei Wahrung der Einheit der Sendung in der Differenzierung der verschiedenen Begabungen und Dienste wahrgenommen werden. Diese Grundstruktur schließt das kirchliche Amt mit seiner eigenen Verantwortung und seinen spezifischen Funktionen nicht aus, sondern bezieht es in die Grundlegung dessen, was Gemeinde ist, von vornherein mit ein<sup>10</sup>.

e) Das ganze Geheimnis von Kirche in der Einzelgemeinde. – Es gehört zur Grundstruktur der Einzelgemeinde, daß diese nicht ein »Teil« der Kirche ist, in dem nur einige Funktionen der Gesamtorganisation realisiert werden, wie dies zum Beispiel bei lokalen Agenturen eines zentralen Verbandes, bei arbeitsteiligen Produktionsstätten oder Abteilungen von Industriebetrieben der Fall ist. In der Realität der Gemeinde ist also nicht nur ein rechtlicher oder kultischer Verwaltungsbezirk gegeben, vielmehr kommt in dem »Teil« (= Einzelgemeinde) das Ganze zu seinem höchsten Vollzug und zu seiner deutlichsten Erscheinung. In jeder Gemeinde ereignet sich in einem vollen

<sup>8</sup> Zum verhängnisvollen Auseinanderfallen von lebendigem Glaubensbekenntnis und Taufe vgl. die erhellende Studie von J. Ratzinger, Taufe und Formulierung des Glaubens. In: »Didaskalia«, 2 (1972), S. 23–34.

<sup>9</sup> Belege dafür, daß lange Zeit »ecclesia« mit Amtskirche identifiziert wurde (und vielfach noch wird!), vgl. bei Y. Congar, Der Laic. Entwurf einer Theologie des Laientums. Stuttgart 1964, S. 82, Anm. 40.

<sup>10</sup> Außer den in Anm. 15 und 16 unten gegebenen Hinweisen vgl. bes. W. Kasper, Die Funktion des Priesters in der Kirche; Amt und Gemeinde. In: Ders., Glaube und Geschichte. Mainz 1970. S. 371–387, S. 388–414; F. Klostermann, Priester für morgen. Innsbruck 1970, S. 178 ff., S. 212 ff.; aus soziologischer Sicht neuestens L. Hoffmann, Management und Gemeinde; L. von Deschwanden, Die Rolle des Gemeindepriesters zwischen Kirche und Gesellschaft. In: J. Wössner (Hrsg.), Religion im Umbruch. Stuttgart 1972, S. 369–394, S. 395 bis 409.

und göltigen Sinne *die* Kirche, ohne daß sie über die Öffnung auf eine größere kirchliche Gemeinschaft hinaus der Ergänzung durch etwas anderes bedürfte.

f) Öffnung zur größeren kirchlichen Gemeinschaft. – Vermutlich liegt hier ein radikaler Unterschied zu jeder weltlichen Gemeinschaft. Diese Gemeindestruktur führt jedoch im Bereich des katholischen Glaubens nicht zu einem falschen Autarkiebewußtsein, das die Einheit der Kirche Jesu Christi sprengt. Die »Selbständigkeit« darf nie irgendeine Form der Isolierung bedeuten. Die Einzelgemeinde ist durch ihre Herkunft und ihre Sendung immer schon offen auf die umfassendere Gemeinschaft der Kirche. Schon die Gemeinden der christlichen Frühzeit bezeugen durch Kollekten, Briefverkehr, Anzeigen über Vorgänge in ihnen, Gastfreundschaft, gemeinsame Sorge für die Bewahrung des rechten Glaubens, Mitwirkung bei der Ordination der Amtsträger, Gewährung der Eucharistiegemeinschaft usw. die innerste Verflechtung der einzelnen Ortsgemeinden untereinander. Diese »*Communio ecclesiarum*«<sup>11</sup> muß immer wieder der Gefahr des Zerfalls in konventikelhafte Gruppen oder gar Sekten entzogen werden. Dies ist – bei aller Legitimität – auch zugleich die Grenze jeder partikularen Kirchenerfahrung und möglicher Sonderaufträge: Diese müssen immer wieder unerbittlich über sich auf die verbindende Liebe hinausbezogen werden. Dieser äußerste Horizont der Gemeindewirklichkeit ist vielleicht nie empirisch in ausreichender Weise einholbar; dies gibt der Rede von *der* Kirche, insofern diese mehr ist als die Summe der Einzelgemeinden, leicht einen abstrakten oder vielleicht sogar ideologisch anmutenden Beigeschmack. Aber durch die im Glauben angenommene Überzeugung von der Einheit aller in Jesus Christus ist die Realität des *einen* Volkes Gottes als lebendige Verheißung gewiß. Ohne diese letzte Einheit ist auch der Dialog unter den Einzelgemeinden unfruchtbar. Sonst redet man ein Stück weit miteinander; wo es aber schwierig wird und gar aussichtslos erscheint, geht jeder seine eigenen Wege. Nur in einer freien Kommunikation der einen, aber durchaus vielstimmigen Wahrheit, die sich in der Gemeinschaft von Glaube, Hoffnung und Liebe erschließt, gibt es nicht nur die narzißtisch sich verschließende Eigenerfahrung einer begrenzten Gruppe, sondern die bei allen Unterschieden brüderlich geeinte Einheit vieler und vielfältiger Ortsgemeinden in der einen Kirche.

g) Analogie im »ortskirchlichen« Prinzip. – Diese theologische Grundstruktur ist die Wurzel für die bischöfliche Verfaßttheit der Kirche. Eine Ortsgemeinde ist eben nur »die« Kirche, wenn sie im Verband der Einheit des Glaubens, der Liebe und des fundamentalen Rechts mit den Gemeinden Jesu

---

<sup>11</sup> Dazu Y. Congar, Von der Gemeinschaft der Kirchen zur Ekklesiologie der Weltkirche. In: Y. Congar (Hrsg.), Das Bischofsamt und die Weltkirche. Stuttgart 1964, S. 245–282.

Christi<sup>12</sup> steht. Darum ist es sinnvoll, daß schon das Neue Testament in der Einzahl und im Plural von Kirche und Kirchen spricht. Die katholische Theologie hat sich auf Grund dieser fundamentalen Struktur geweigert, den Kirchenbegriff theologisch nur in der Einzelgemeinde zu konzentrieren. Die »Ortskirche« ist in der Sprache der theologischen Tradition ja das Bistum bzw. die Diözese. Der Bischof verkörpert die Einheit der Gemeinde in diesem Sinn. Die Struktur der Einzelgemeinden hat gleichsam eine offene Stelle, wo sie durch die bischöfliche Kollegialität in der Einheit der Kirche steht. Eine solche Feststellung ist unabgeschützt nicht problemlos, wie aus den bisherigen Ausführungen hervorgeht. Aber wenn daneben nicht verdunkelt wird, daß die *eine* Kirche in der örtlichen Gemeinde präsent wird, hat diese traditionelle Redeweise einen guten Sinn, der in seiner ganzen Tragweite vermutlich sogar erst noch gefunden werden muß.

h) Offenheit der Formen – Gemeinde in der »Fremde«. – Die Tatsache, daß man nicht durch eine natürliche Herkunft auch schon von selbst Glied des neuen Gottesvolkes wird, hat eine wichtige Konsequenz: Die christliche Gemeinde ist auf Grund dieser eigenen Weise ihrer neuen Einheit nicht definitiv an bestimmte Formen gebunden. Weil die Gemeinde nicht durch geographische, ethnische oder kulturelle Bestimmungen absolut prädestiniert wird, ist sie immer schon auch Gemeinde in der »Fremde«, Aufbruch aus dem Bekannten in das Ungesicherte. »Diaspora« ist nicht nur ein geographischer Begriff: das Gebiet, in dem Christen in räumlicher Zerstreuung unter einer Mehrheit von Andersgläubigen leben, sondern bedeutet auch eine äußere und innere Situation der Freiheit des christlichen Glaubens<sup>13</sup>. Die »Fremde« und Heimatlosigkeit in dieser Welt ist nicht nur bedrückendes Exil, sondern gibt auch eine tiefere geistliche Kraft und innere Weltüberlegenheit als Bedingung und zugleich Frucht christlicher Berufung. So ist mit diesem Diasporabewußtsein das Wissen um die Vorläufigkeit, Brüchigkeit und Unvollkommenheit der Strukturen gegeben. Das Wissen um die geschichtliche Wanderschaft des neuen Gottesvolkes warnt vor den Fleischtöpfen Ägyptens, vor jeder Form der Selbstrechtfertigung und dem Willen zur Selbsterhaltung der gewordenen Institutionen im Bereich von Kirche und Gemeinde. Dies bedeutet aber nochmals, daß die Lebens- und Arbeitsformen einer solchen Gemeinde offen und beweglich bleiben können und müssen.

i) Die Leitung der Gemeinde. – Je weniger es »selbstverständlich« ist, daß sich eine Gemeinde Jesu Christi inmitten der menschlichen Entfremdungen, Konflikte, Interessengegensätze und Mauern zu der geistgewirkten Einheit

<sup>12</sup> Näheres bei J. Ratzinger, *Das neue Volk Gottes*. Düsseldorf 1969, S. 167 ff., S. 171 ff., S. 201 ff.

<sup>13</sup> Vgl. R. Schnackenburg, *Gottes Volk in der Zerstreuung*. In: *Schriften zum Neuen Testament*. München 1971, S. 321–336; ders., *Gemeinde in der Welt nach Zeugnissen des Neuen Testaments*. In: H. Pompey/J. Hepp/E. Mielenbrink (Hrsg.), *Funktion und Struktur christlicher Gemeinde*. Festschrift für H. Fleckenstein. Würzburg 1971, S. 1–17.

in Glaube, Liebe und Hoffnung versammelt, um so mehr rückt die Sorge in den Blick, sich um den Aufbau und die Einigung der vielen Christen zu einer lebendigen und aktiven Gemeinschaft zu mühen<sup>14</sup>. Zur Bildung und stetigen Auferbauung der Gemeinde gehört – wie alle wahre Mission erweist – ein legitimierter Zeuge des apostolischen Glaubens, weil Gemeinde Jesu Christi erst gestiftet werden muß. Das in Wort und Tat gewirkte Glaubenszeugnis findet gerade in seiner personalen Vermittlung neue Jünger Jesu Christi. Wer so seine Brüder im Glauben stärkt, die Gemeinde durch alle Wirrungen hindurch um den Herrn scharf und Spaltungen zugunsten des Friedens überwindet, spricht das Wort des Evangeliums inmitten der Gemeinde im Namen und Auftrag Jesu Christi. In klassischer Weise hat Paulus den Ursprung und den Auftrag des geistlichen Amtes in 2 Kor 5, 18 f. zusammengefaßt: »Dies alles aber ist von Gott her geschehen: Er hat uns durch Christus mit sich versöhnt und uns den Dienst gegeben, die Versöhnung zu predigen. Denn Gott ist es, der in Christus die Welt mit sich versöhnt hat, den Menschen ihre Übertretungen nicht zurechnete und unter uns das Wort von der Versöhnung aufrichtete. So wirken wir als Gesandte an Christi Statt: Laßt euch versöhnen mit Gott!«

Dieser amtliche Dienst gehört gleichursprünglich zur Gemeinde, hat sogar in der Phase der Gründung und in den Situationen, wo das Evangelium Jesu Christi gegen Widerstände und als unbequeme Wahrheit zur Sprache gebracht werden muß, einen Vorsprung und bis zu einem gewissen Grad einen Vorrang. Dennoch gehört das geistliche Amt<sup>15</sup> und sein Dienst auf die Seite der Glaubenden; zuerst gibt es das Miteinander aller in der Gemeinde; das mögliche kritische Gegenüber von Amt und Gemeinde bezeugt den Ernstfall des christlichen Glaubens, stellt aber nicht die Normalsituation dar.

### III

*1. Gemeindebegriff und Identität ihrer Zielsetzungen.* – Kirche und Einzelgemeinde sind nicht um ihrer selbst willen, sondern um ihrer von Gott bestimmten Sendung willen da. »Von Anfang an übersteigt die Kir-

<sup>14</sup> Da andernorts dazu ausführlich Stellung bezogen wurde, sind hier nur einige Hinweise zum Thema Gemeindevorsteher gegeben, vgl. K. Lehmann, Zur Theologie der Gemeindeleitung. In: Pastoraltheologische Informationen 1970, hrsg. von der Leitung der Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen. Mainz 1970, S. 2–31 (dort Lit.). Die Notwendigkeit des Amtes wird also nicht in Frage gestellt, wenn hier nur eine knappe Skizze geboten wird. Vgl. auch Anm. 10 und 15.

<sup>15</sup> Genaueres zum Verhältnis von Amt und Gemeinde vgl. auch bei K. Lehmann, Das priesterliche Amt im priesterlichen Volk. In: Gemeinde des Herrn. 83. Deutscher Katholikentag vom 9. 9. bis 13. 9. in Trier. Paderborn 1970, S. 247–261.

che sich selbst in jene fremde Welt hinein, auf die sie sich ständig beziehen muß, seit sie die Kirche des Sohnes ist, der diese ›Fremde‹ als sein ›Eigentum‹ reklamierte und der diesen Anspruch besiegelte mit seinem Tod für alle – auch für die Ungläubigen.«<sup>16</sup> Diese Sendung entfaltet sich in verschiedenen Vollzugsformen gemeindlicher Tätigkeit. Zur Bildung von Gemeinde gehört es, daß die Menschen in ihrem Bekenntnis zu Jesus Christus als dem Herrn ihres Lebens auch eine Identität ihrer Zielsetzungen erkennen. Wo diese Zielsetzung sehr diffus wird, gibt es keine Gemeinde mehr oder nur in einem sehr eingeschränkten Sinn. Eine Gemeinde im bisher entwickelten Sinn muß den Auftrag und die Sendung des Herrn in allen Dimensionen des Evangeliums und vor allem auch in beständiger Treue erfüllen. Dies hat die Schaffung von institutionellen Formen zur Folge, die in der konkreten Anpassungsfähigkeit zwar flexibel, aber als solche zur Aufrechterhaltung der Grundfunktionen doch auch eine gewisse Stetigkeit aufweisen müssen. Die geistgewirkte Gegenwart des erhöhten Herrn ist zwar nicht an solche verfaßte und bis zu einem gewissen Grad organisierbare Strukturen<sup>17</sup>, die selber nochmals sehr variierbar sind, gebunden (vgl. Mt 18, 20), aber den Begriff »Gemeinde« sollte man nicht auf jedwede Form christlicher Gemeinschaftsbildung ausdehnen, zumal wenn diese von vornherein instabile, punktuelle und informelle Gebilde sind oder sogar sein wollen.

In diesem Zusammenhang muß kein Kanon aller gemeindlicher Aufgaben erstellt werden. Doch hat schon die Beschränkung auf die theologischen Grundaufgaben und die damit gegebenen Zielsetzungen der Gemeinde eine kritische Funktion, weil sie Erstrangiges und weniger Wesentliches in der Auferbauung und Sammlung der Gemeinde unterscheiden lehrt. Letztlich gibt es drei zentrale Aufgaben in Kirche und Gemeinde: die Bezeugung des Evangeliums durch das Wort, durch das Gotteslob, durch Bruderschaft und helfende Liebe. Diese sollen im folgenden nicht allgemein theologisch<sup>18</sup>, sondern mehr im Blick auf ihre gemeindebildende Funktion hin beschrieben werden.

2. *Verkündigung und Bezeugung des Evangeliums in Wort und Tat.* – Die Bezeugung des Evangeliums Jesu Christi darf nicht von einem Verständnis von »Wort Gottes« ausgehen, das dieses einfach als fertig und als etwas

<sup>16</sup> J. B. Metz. In: J. B. Metz/J. Moltmann/W. Oelmüller, Kirche im Prozeß der Aufklärung. München 1970, S. 81.

<sup>17</sup> Vgl. dazu die wichtigen Überlegungen von N. Luhmann, Die Organisierbarkeit von Religionen und Kirchen. In: J. Wössner (Hrsg.), Religion im Umbruch. Stuttgart 1972, S. 245–285, bes. S. 271 ff.

<sup>18</sup> Vgl. dazu ausführlicher F. Klostermann. In: Handbuch der Pastoraltheologie III, S. 38 ff.; A. Müller, ebd., S. 139 ff., S. 253 ff. (dort weitere Lit.); W. Kasper/K. Lehmann, Die Heilsendung der Kirche in der Gegenwart = Pastorale. Handreichung für den pastoralen Dienst. Mainz 21970, S. 70 ff.

Vorhandenes auffaßt. Sicher gibt es gegen alles falsche Schwärmertum eine Bindung des Glaubens an das geschichtlich ergangene Wort. Aber entscheidend ist doch, daß das »Wort Gottes« den Menschen als seinen Hörer anzieht und sich in diesem Vollzug der Annahme durch den Menschen neu zur Sprache bringt. Immer geht es um den Bogen, der mit der Rede Gottes einsetzt und sich im lebendigen Gehörtwerden vollendet. So muß Gottes Wort als etwas verstanden werden, das von seinem Ursprung her zu uns und in unsere Gegenwart kommen will. Es leuchtet ein, daß darum heute zur Eröffnung des Evangeliums in den verschiedenen Formen der Verkündigung ein immenser Einsatz der Deutung und Anleitung gehört, damit Gott aus der Predigt, aus der Katechese, aus einem Taufgespräch usw. lebendig in die jeweilige Gegenwart einer Gemeinde und des Einzelnen hineinwirkt. Sammlung und Sendung der Gemeinde kann nur durch ein immer tieferes Hören auf das zuvor ergangene Wort der Offenbarung erfolgen. Wenn der christliche Glaube nicht in einer überkommenen Konvention versteinern, in einen unkontrollierten Fanatismus umschlagen oder einfach absterben will, dann muß er sich immer wieder von der ursprünglich vernommenen Botschaft Gottes auflichten und korrigieren lassen. Alles, was in einer Gemeinde zum Heil des Menschen geschieht, muß mit dem Glauben beginnen, auf ihm aufbauen und alles aus ihm als der einen Wurzel entfalten. Weil der Glaube die ganze menschliche Wirklichkeit einfordert, muß dieser auch das menschliche Leben in alle Existenzbereiche hinein sinndeutend erhellen. Alle Verkündigung muß in diesem Sinn auf lebendigen Glauben zielen.

Die Verantwortung der Verkündigung in Wort und Tat durch das Zeugnis des Lebens trifft die ganze Gemeinde. In einer Zeit, wo die personale Überzeugung und der entschiedene Bekenntnischarakter des Glaubens ungleich mehr wiegen als die bloße Kenntnis verschiedener Einzelsätze, hängt die missionarische Strahlkraft einer christlichen Gemeinde nicht zuletzt davon ab, in welchem Grad die Gemeindemitglieder ihre weltlichen Erfahrungen aus dem Glauben deuten können.

Die Gemeinde der Zukunft wird in dieser Situation viel mehr von den Fähigkeiten ihrer Glieder leben müssen. Darum haben Gesprächskreise, Glaubensvermittlung durch die Eltern usw. heute eine so hohe Bedeutung. Das Leben des Christen muß in Wort und Tat bezeugen, daß Gottes Wort auch für unsere Fragen Wahrheit, Licht und Leben ist. Verkündigung erfolgt auch überall dort, wo überzeugend (vor-)gelebt wird, daß es sich lohnt, selbstlos zu sein und zu lieben, daß der wahre Verzicht nicht nimmt, sondern gibt, daß inmitten unbarmherziger Interessenkämpfer Friedensstifter Zeichen der Hoffnung setzen, daß die konkrete Geschichte mit ihrem Dunkel und mit ihrem Schrecken angenommen wird.

Im Grunde liegt in der Wegweisung zu Gott und einem Leben aus seiner Gnade auch der Hauptinhalt des geistlichen Amtes: das Wort der Versöh-

nung und des Friedens als wirkmächtiges Zeichen in einer Gemeinde aufzurichten, Menschen durch einen brüderlichen Zuspruch in den verschiedenen Stationen ihres Lebensweges in Rat und Tat zu begleiten, die Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums sprechend zu machen. Wenn man die wirksame Kraft des lebendig verkündigten und aktiv gehörten Gotteswortes als eine solche Macht der Sammlung und Sendung von Menschen versteht, die ihr Leben und Sterben an die Verheißung Gottes in Jesus Christus binden, dann kann man vielleicht auch begreifen, warum Luther sagen konnte, die Kirche und also auch die konkrete Gemeinde sei eine Schöpfung des Wortes (*creatura verbi*).

3. *Gottesdienst und Sakramente im Leben der Gemeinde.* – Christen sind Menschen, die sich zu Jesus Christus als dem einzigen Herrn ihres Lebens bekennen. Und die christliche Gemeinde wird daran erkannt, in welchem Grade die Herrschaft der Liebe Jesu Christi sich durch sie und in ihr durchsetzt. Eine solche Unterscheidung des einzigen Herrn von den vielen Götzen gewinnt man nicht ohne ständige Besinnung und geistliche Sammlung. Abkehr von den falschen Herren, Umkehr zu einem neuen Leben und das Bewahren der neugewonnenen Freiheit sind nur durch eine Einkehr in die Dimension jener göttlichen Weite und Tiefe möglich, welche allein wirkliche Distanz zu den verführerischen Mächten gewährt. Gottesdienst unterscheidet sich radikal von Weltendienst, dennoch stehen beide nicht beziehungslos nebeneinander. Es braucht die Abgeschiedenheit vom Druck, dem Interessenkampf und den Machtgelüsten des Alltags. Ohne Besinnung und Sammlung, Meditation und Kräftigung des Geistes sind Freiheit und Unbefangenheit des Urteils kaum noch möglich. Der anthropologische Grundsinn des Gottesdienstes heute ist unübersehbar: Der Mensch einer säkularisierten Welt findet hier einen der wenigen, vielleicht sogar einen der letzten Zufluchtsorte für die Erfahrung von Personalität, Gewissen, Freiheit und den Wert dessen, was nicht nur Leistung, Profit und einwandfreies Funktionieren bedeutet. Hier wächst die Bedeutung des Gottesdienstes aber auch über diese anthropologische Funktion hinaus, indem der Mensch darin nämlich vielleicht lernt, daß es in seinem Dasein auch das Nicht-Funktionale, das grundlose Spiel, die freie Gunst, die unberechnete Freigebigkeit, den nutzlosen, aber sinnvollen Überschwang gibt. Dies allein ist der Ort und die Gelegenheit, wo der unruhige Menscheng Geist Gott als die gesuchte Ruhe seines Herzens und als die verborgene Führung seines Lebens finden kann. Die Unterscheidung der Geister lehrt ihn, vor welchem Herrn er allein auf Erden und unter dem Himmel sein Knie beugen darf. Die »Erfolge« dieses Tuns und Lassens sind nichts anderes als die heute leicht verschütteten Tugenden des Lobes, das sich ganz auf die Herrlichkeit eines anderen einlassen kann, des Dankes dessen, der sich bis in den Wurzelgrund seiner Existenz beschenkt weiß, und der Anbetung, die allein weiß, wem inmitten eines Übermaßes

von Faszination und Propaganda Ehre und Ruhm gebührt. Das Gebet des Einzelnen und der Gemeinde ist nichts anderes, als daß sich ein solches Weltverständnis des Menschen in Klage und Flehen, Fürbitte und Hymnen vor dem Antlitz Gottes zur Sprache bringt.

Die Gemeinde bestärkt ihre Glieder in all dem dadurch, daß sie dies in Einmütigkeit vollzieht. Sie darf auch keinen in den großen und schwierigen Situationen des Lebens allein lassen. Bei Geburt und Tod, schwerer Krankheit und dem Entschluß zum Wagnis eines gemeinsamen Lebens in der Ehe steht sie bei. Auch diese elementaren Lebenserfahrungen des Menschen haben Platz im Gottesdienst der Gemeinde. Nichts Wesentliches im Leben des Christen ist so unheilig, daß es aus diesem »Sakralraum« ausgeschlossen werden müßte. Wo der Mensch so überdeutlich in einer grundlegenden Entscheidungssituation seines Lebens steht, darf er auch in besonders sinnenfälliger Weise der wirksamen Fürbitte der ganzen Kirche gewiß werden: das sichtbare Abwaschen der Schuld, in die hinein ein Menschenleben geboren wird; das Zeichen des Kreuzes auf die Stirne zur Stärkung im Kampf mit dem Bösen; das letzte Weggeleit der Gemeinde in äußerster physischer Bedrängnis; die Zeichen der Versöhnung bei persönlicher Schuld und die Chance eines wirklichen neuen Beginns. Sakramente sind besonders dichte und wirksame Symbole dafür, daß die ewig junge Verheißung Gottes sich in der Gemeinde wirklich erfüllt.

4. *Bruderschaft und Diakonie.* – Weil Jesus Christus unterschiedslos allen Menschen Bruder werden wollte, ist seine Gemeinde als sein Herrschaftsbereich in dieser Welt undenkbar ohne Bruderschaft über alle Grenzen des Standes, der Bildung und des Herkommens hinweg. Was Jesus Christus erlösend und befreiend an Frieden und Vergebung in die Menschenwelt hingewirkt hat, soll in besonders intensiver Weise in seiner Gemeinde sichtbar werden. Schon die gleiche Würde des Christennamens zeigt die Nähe aller zueinander. Die christliche Gemeinde müßte in besonderer Weise eine Zone der Menschlichkeit sein, ein Ort brüderlicher Aufgeschlossenheit, des gegenseitigen Ertragens und der unverdrossenen Annahme des einen durch den anderen. Damit ist nicht zuerst oder gar nur an eine heimelige Nestwärme gedacht. Manchmal muß das Auge den bisher »Fremden« in seiner Not erst entdecken, obgleich er vielleicht als ein »Nächster« nebenan wohnt. Die nachbarschaftliche Nähe, die trotz aller Freundlichkeit im ganzen heute eher auf Distanz als auf Intimität geht, verlangt plötzlich rückhaltlose Solidarität und tatkräftige Hilfe. Die Gemeinde erhält erst durch diesen Dienst der Liebe ihre volle zeichenhafte und wirksame Bedeutung für den Frieden des Menschen mit Gott und für den Frieden der Menschen untereinander. In ihr kommt der Glaube zu seiner Vollendung und zu seiner intensivsten Form. Erst diese Liebe Gottes befreit die menschliche Liebe von ihren Ver-

irrungen, ihrem latenten Egoismus und ihren Berechnungen. Durch die gekreuzigte Liebe können wir dem anderen gegenüber wieder voll offen sein.

Dieser Bruderdienst ist eine bleibende Grundfunktion der Gemeinde. Die Formen wechseln. Heute gibt es einen oft verborgenen Gestaltwandel der Not, die nicht mehr auffällig nach Hilfe schreit, sondern bekümmert und still ihren unsichtbaren Schmerz trägt: seelisch Kranke, in der Ehe Gescheiterte, einsame Trauer, abgeschriebene Existenzen. Die unmittelbare zwischenmenschliche Liebe muß immer wieder Anfang und Ziel sein, weil die verfaßte und organisierte Diakonie allein in die Gefahr kommt, von der Routine und der Namenlosigkeit der Hilfe in ihrer brüderlichen Nähe erstickt zu werden. Der Dienst der Kirche hat freilich nicht nur eine private, sondern auch eine öffentliche Dimension. Vieles kann nicht von Einzelnen her wirksam aufgegriffen werden (vgl. z. B. die Hilfe für Süchtige). Es braucht auch die verbandsförmige Organisation der Caritas. Für unsere Gemeindesituation ist es ja leider oft so, daß wir alle diesen Dienst der Liebe auf Sozialhelfer, ausgebildete Schwestern und irgendwelche Spezialisten abschieben. Wir haben oft auch eine erstaunlich ausgeprägte Ferne-Ethik, die überraschende Brücken schlägt (vgl. die bischöflichen Werke »Adveniat« und »Misereor«). Aber die wache Sensibilität und konkrete Hilfe für die direkte und spontane Diakonie ist in den meisten Gemeinden im allgemeinen nicht hoch entwickelt, wenngleich sich manches augenscheinlich bessert.

Die Gemeinde bewährt ihre erbarmende Liebe gerade dort, wo nicht mehr nur Brüder im Glauben angetroffen werden. Sie tut gute Samariterdienste unterschiedlos auch an dem, der nicht zu ihr gehört. Nirgends kann sie besser beweisen, daß sie das Zeichen der Liebe Gottes zu allen Menschen ist. Dann geht der Blick auch von selbst hinaus über die Grenzen der Gemeinde. Die Liebe erst ist nach dem heiligen Paulus das »Band der Vollkommenheit« (Kol 3, 14): sie faßt und hält alles zusammen.

In diesem Zusammenhang begegnet man oft dem Ruf nach »politischer« Aktion und nach sozialrevolutionärem Einsatz. Das Problem kann hier nicht ausreichend behandelt werden<sup>19</sup>. Aber vielleicht können wir von der Situation und vom Wirken der urchristlichen Gemeinden einiges lernen, was heute leicht in Vergessenheit geraten ist. Die frühe Christenheit bezeugt aus verschiedenen Gründen, nicht zuletzt *auch* aus Gründen ihrer gesellschaftlich-politischen Ohnmacht, wenig Antrieb zur Veränderung unzulänglicher Strukturen oder zur Verbesserung mangelhafter sozialer Zustände. Aber sie hat – was oft übersehen wird – den ethischen Imperativ angenommen, der sie zum Zeugnis für die Botschaft Jesu Christi in der Welt in Pflicht nahm.

---

<sup>19</sup> Vgl. K. Lehmann, Die »politische Theologie«: Theologische Legitimation und gegenwärtige Aporie. In: Essener Gespräche zum Thema Staat und Kirche, hrsg. v. J. Krautscheid u. H. Marré, Bd. 4. Münster 1970, S. 90–151, S. 155 ff., S. 162 ff., S. 167 f., S. 170 ff., S. 183 ff., S. 192 ff., S. 197 f.

Die Realisierung der ethischen Forderung Jesu Christi durch seine Gemeinde kann den Menschen Kräfte zuführen, ohne welche trotz aller sonstigen Bemühungen die Zukunft der Welt und der Menschheit dunkel und düster bleibt. Die frühchristliche Gemeinde hat vermutlich als solche ihre direkten politisch-gesellschaftlichen Wirkmöglichkeiten nüchtern eingeschätzt. Die heutige Gemeinde ist, wo sie es nur kann, zu entschiedenem Einsatz für die Armen und Geringeren verpflichtet. Dies darf aber nicht dazu führen, die Tragweite heutiger Einflüsse in der politischen Großarena zu überschätzen und die langfristig ausreifende, verborgene Explosivkraft ethischer Bewährung im menschlichen Zusammenleben und deren indirekte Wirkung auf die Gesellschaft geringzuachten. Die Diakonie der christlichen Gemeinde wird nicht am Pathos großflächiger Sozialkritik gemessen, sondern daran, ob sie selbst und ihre einzelnen Mitglieder in dem unbekanntem Gefangenen, dem Nackten, dem Fremdling, dem Hungrigen und allen anderen leidenden Brüdern das Angesicht Jesu Christi aufleuchten gesehen haben (vgl. Mt 25).

5. *Gleichursprünglichkeit und gegenseitige Vollendung der Grundfunktionen.* – Das rechte Verhältnis der drei Zielsetzungen untereinander ist der beste Gradmesser für die Situation einer Gemeinde. Alle drei Grundfunktionen brauchen sich gegenseitig zuinnerst: Wo die Verkündigung nicht in Besinnlichkeit und Gottesfurcht wurzelt, wird sie nichtssagend und geschwätzig; wo sie sich nicht mehr in der Liebe bewährt, wird sie Ideologie; ein Gottesdienst, der nicht mehr vom lebendigen, deutenden Wort getragen wird, verdorrt zum Ritus; eine Liturgie, die nicht mehr neu in die Sendung ruft, verkümmert zum »Kult«, mit dem eine nach innen gewandte Gemeinde »versorgt« wird; ohne lebende Erneuerung aus dem erweckenden Gotteswort erlahmt die Hingabekraft und der Mut der Liebe; Caritas ohne Gottesliebe wird leicht zum legalistischen Betrieb. So bedingen sich die wesentlichen Aufgaben der Kirche gegenseitig.

Es kann freilich trotz der geforderten Gleichursprünglichkeit in bestimmten Gemeinden und in manchen Phasen ihres Aufbaus gewisse Akzentsetzungen geben, die zum Beispiel die Diakonie stärker in den Vordergrund rücken. Zugleich wird aber das inspirierende Ineinander dieser drei Grunddienste auch zu einem Kriterium werden, ob irgendwo christliche Gemeinde lebt oder sich jedenfalls um ihre volle Sendung bemüht. Wo nur *eine* Zielsetzung auf die Fahnen geschrieben wird, besteht Grund zur Vorsicht und zum Mißtrauen. Immerhin: Wenn *eine* dieser Sendungen voll und ganz übernommen wird, dann wird man gleichsam von selbst – vielleicht in anderen Formen – auch die anderen wiederentdecken.

Die drei Grundfunktionen verdichten sich am tiefsten in der Eucharistiefeier der Gemeinde. Hier wird öffentlich das Herrsein Jesu Christi bekannt; hier sagt die Gemeinde zusammen Lob und Dank; von hier aus schöpft der Christ im Gedächtnis des Todes und der Auferstehung des Herrn die uner-

müdlische Kraft der Hingabe für den Dienst der Liebe. Eine Eucharistiefeier, die nicht ausmündet in die Diakonie, verdient diesen Namen nicht recht. Freilich, jene Form der Eucharistiefeier, die einen Schnittpunkt einziger Art zwischen Verkündigung in Wort und Tat, Gottesdienst, bruderschaftlicher Gemeinde und Caritas bildet, müssen wir erst wieder entdecken. Noch sind wir zu sehr im »Ritual« und in verfeierten, sakralisierten Weisen befangen. »Politisierung«, »Entsakralisierung« und »Säkularisierung« des Gottesdienstes in den meisten bisher bekannt gewordenen Formen haben das tiefere Anliegen eher verstellt. Hier fehlt es am meisten an Diskretion, Takt, Phantasie und Mut. Wenn uns diese Neuentdeckung gelingt, dann kann der Gottesdienst in neuer Weise zum Mittel- und Höhepunkt des christlichen und gemeindlichen Lebens werden. Gerade der sonntägliche Gottesdienst (so differenziert auch dafür das Angebot in einer Gemeinde sein muß) hat eine außerordentliche Funktion der Versammlung und Sendung der glaubenden Menschen einer Gemeinde und ihrer Zielsetzungen, die sie miteinander verbinden.

Diesen Gottesdienst als Feier des gemeinsamen Mahles und der Hingabe des Herrn gibt es nicht ohne die Forderung der Versöhnung und der Vergebung. Nur in einer Zone wirklicher Bruderschaft und gelebter Diakonie wird aus der Eucharistiefeier ein volles und unverfälschtes Zeichen des Friedens. Sonst ist sie theologisch und praktisch von Sakramentalismus schlecht zu unterscheiden.

#### IV

Dies alles verlangt nach weiterer Konkretion. Jede Gemeinde müßte ihren »Pastoralplan« entwerfen und sich im Geflecht der drei Grundaufgaben ihr Schwerpunktprogramm je nach Situation und Herausforderung bilden. Manche werden auch fragen, ob die Erneuerung einer Theologie der Gemeinde nicht zu spät kommt, ob zum Beispiel die vorherrschende Form der »Orts-gemeinde« nicht bereits einen zu hohen Funktionsverlust durch die gesellschaftlichen Wandlungen erlitten hat. Die Chancen, Wandlungen und Strukturen der Gemeindeformen werden in einem folgenden Beitrag zu prüfen sein, so daß sich der Wortsinn von Gemeinde nochmals präzisiert.

Aber es war vielleicht gut, in einer ersten Bemühung nur den Grundsinn der christlichen Gemeinde in einigen Elementen zu umschreiben. Das Verharren im Grundsätzlichen hat manchmal – wenn es keine versteckte Flucht vor der Banalität und Schwerbeweglichkeit des konkreten Alltags ist – den Vorteil, daß es bei der Festigkeit im Prinzipiellen uneingestandene Deckungen zwischen »Normativem« und »Wandelbarem« in den herkömmlichen Strukturen aufzeigt und so auf einem soliden Fundament einen echten Spiel-

raum für Alternativen eröffnen kann. Dies wiederum macht auch helllichtiger für manche Patentlösungen, die sich, bei Licht besehen, als kurzschlüssige Angebote erweisen.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat uns für diese Aufgabe einen weithin vergessenen, in den Bemühungen um eine Theologie der Gemeinde kaum angeführten Passus geschenkt, der sich ein wenig verloren im III. Kapitel (Art. 26) der Kirchenkonstitution »Lumen Gentium« findet<sup>20</sup> und eine der ganz wenigen Stellen dieses Konzils ist, wo auch die Einzelgemeinde ekklesiologisch angesprochen wird: »Diese Kirche Christi ist wahrhaft in allen rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen anwesend, die in der Verbundenheit mit ihren Hirten im Neuen Testament auch selbst Kirchen heißen. Sie sind nämlich je an ihrem Ort, im Heiligen Geist und mit großer Zuversicht (vgl. 1 Thess 1, 5) das von Gott gerufene neue Volk. In ihnen werden durch die Verkündigung der Frohbotschaft Christi die Gläubigen versammelt, in ihnen wird das Mysterium des Herrenmahls begangen, »auf daß durch Speise und Blut des Herrn die ganze Bruderschaft verbunden werde«. In jedweder Altargemeinschaft erscheint unter dem Dienstant des Bischofs das Symbol jener Liebe und jener »Einheit des mystischen Leibes, ohne die es kein Heil geben kann«. In diesen Gemeinden, auch wenn sie oft klein und arm sind oder in der Diaspora leben, ist Christus gegenwärtig, durch dessen Kraft die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche geeint wird.«

---

<sup>20</sup> Der Text kam nicht zuletzt auf Anregungen u. a. des Fuldaer Weihbischofs E. Schick in die Konstitution, vgl. dazu die entsprechende Intervention in: Y. Congar/H. Küng/D. O'Hanlon, Konzilsreden. Einsiedeln 1964, S. 29–41. K. Rahner hat als erster ausführlich auf diesen wichtigen Text aufmerksam gemacht, vgl. Über die Gegenwart Christi in der Diasporagemeinde nach der Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils. In: Schriften zur Theologie VIII. Einsiedeln 1967, S. 409–425 (Lit.); zur Stelle auch R. Schnackenburg, Schriften zum Neuen Testament. München 1971, S. 336 f.